

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 21 (1941-1942)
Heft: 6

Artikel: Japans "letzte hundert Meter"
Autor: Bernard, François
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-334277>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die wichtigen mit der Bautätigkeit verbundenen Schlüsselindustrien wieder in Gang zu bringen. Auch die Mieterorganisationen bauen viele Wohnhäuser. Dies alles geschieht durchaus nicht aus irgendeiner sozialistischen Absicht. Man sträubt sich sogar solange als möglich dagegen, neue kollektivistische Unternehmungen zu schaffen. Aber die Verhältnisse sind stärker. Es ist ganz unzweifelhaft, daß im Wirtschaftsleben eine gesteigerte Kollektivisierung vor sich geht.

Damit soll nicht gesagt sein, daß diese Entwicklung von entscheidender Bedeutung ist. Die Gründung neuer Industrien, die Verdopplungen und Verdreifachungen der Produktion eines großen Unternehmens gehen in unserer Zeit sehr schnell vor sich. Aber noch schneller fallen die Entscheidungen, die alle Verhältnisse verändern, und sie fallen an anderen Fronten. Nichts ist beständig, alles wandelt sich, auch Grundsätze und Forderungen, die heute verkündet werden, können bald ihre Gültigkeit verlieren. Grundsätze und Tatsachen sind zwei verschiedene Dinge. Aber letzten Endes sind es doch die Tatsachen, von denen die Grundsätze bestimmt werden.

Japans „letzte hundert Meter“

Von François Bernard.

Eigentlich hatte der amerikanische Commodore Perry, als er im Jahre 1853 mit seiner «Mississippi» ungerufen in die Bucht von Jeddo — dem heutigen Tokio — einfuhr, wenig anderes vor, als auf dem japanischen Inselreich einen günstigen Stützpunkt ausfindig zu machen, der dem Handel seines Landes mit dem benachbarten China nützlich sein konnte. Aber wie so oft unscheinbare Ereignisse und zunächst kaum beachtete Zwischenfälle in der Geschichte zum Ausgangspunkt weltumwälzender Bewegungen werden, so hat dieser Perry damals ganz unbeabsichtigt den ersten Funken zu dem Weltbrand entzündet, der jetzt im Pazifik und in der von Dichtern immer wieder in berauschen Farben geschilderten Südsee wütet und die Menschheit von fünf Kontinenten in Atem hält. Für Perry selbst verlief sein Unternehmen ohne besondere Dramatik. Er händigte dem Shogun von Jeddo, der formell zwar nur ein Untergebener des Mikado, in Wirklichkeit aber damals der wahre Herrscher Japans war, das ihm von seiner Regierung mitgegebene Schreiben aus und erschien ein Jahr später mit einer ganzen Flotte wieder, um sich die Antwort zu holen, die schon angesichts der vielen und neuartigen amerikanischen Schiffe mit ihren wie stählerne Drohfinger aussehenden Kanonenrohren nicht anders als in dem erwarteten Sinne ausfallen konnte. Von da an konnten amerikanische Kriegs- und Handelsschiffe nach Belieben in gewisse japanische Buchten ungestört einfahren und auch mit Japan selbst Handel treiben. Bisher waren nur die Holländer im Genuß eines solchen Vorrechts gewesen, das indessen sehr beschränkt war. Ermuntert durch

den amerikanischen Erfolg erschienen bald auch die Schiffe anderer europäischer Nationen in japanischen Häfen und erzwangen für ihre Länder die gleichen Zusagen, unter ihnen vor allem England und Rußland.

In Japan stiegen ob dieser ungewünschten Fremdenbesuche böse Ahnungen auf. Was sie in Wirklichkeit bedeuteten, dafür gaben die Vorgänge in China alle nur wünschenswerte Aufklärung. Die großen fremden Mächte waren im Begriff, ihre Herrschaftszenen in Asien auszubreiten oder sich solche neu zu sichern, ohne sich viel darum zu kümmern, ob dies den betroffenen Völkern genehm ist. Dem ganzen asiatischen Kontinent drohte das Schicksal der Kolonialisierung, soweit er diesem nicht bereits verfallen war, und der Besuch Perrys und der andern Fremden signalisierte die gleiche Gefahr für das dem asiatischen Festland vorgelagerte Japan. Das war eine Aussicht, mit der sich Japan in keinem Falle abzufinden bereit war. Im Gegensatz zu den Chinesen waren die Japaner von altersher ein hartes Kriegsvolk und hatten, was dem großen Nachbarvolk auf dem asiatischen Kontinent völlig abging, einen in vielen inneren Kriegen zur Weißglut gebrachten Nationalstolz. «Wehe den Fremden!» war darum der Schwur, mit dem das japanische Volk das Vorgehen der Weißen immer lauter beantwortete, bis er sich zu einem wahren Schlachtruf des ganzen Landes verdichtete. Das erste Opfer dieser Bewegung waren aber nicht diejenigen, gegen die der Schwur ausgestoßen wurde, sondern das war der Shogun, der die Verträge mit den Fremden unterschrieben hatte, und an die Spitze der Bewegung wurde der Mikado gerufen, der seit bald vierhundert Jahren in Japan nur ein prunkvolles Schattendasein führte, und ein Knabe war. Japan erlebte damals Jahre tiefgehender Erschütterungen. Der Shogun und mit ihm der Großadel waren nicht geneigt, das Feld so leicht zu räumen. Aber die Welle, die jetzt mit immer wachsender Wucht und stets aufs neue befeuert von dem Rufe: «Wehe den Fremden!» auf sie eingestürzt kam, schwamm sie letzten Endes aller Gegenwehr zum Trotz doch hinweg. Die endgültige Entscheidung fiel im Jahre 1868. Der fast in Vergessenheit geraten gewesene «Sohn des Himmels» ging als unbestrittener Sieger aus dem Ringen hervor und siedelte zum äußeren Zeichen der eingetretenen Wandlung selber nach Jeddo über, wo der Shogun bisher seine Herrschaft über das Land ausgeübt hatte und er früher nur gelegentlich zu dem ihm vorgeschriebenen Besuch kommen durfte.

Da geschah eines der merkwürdigsten Ereignisse, die die Geschichte kennt. Obwohl unter dem Schlachtruf «Wehe den Fremden!» zur Macht gekommen, unternahm das neue Regime nichts, um ihm irgendwie Folge zu geben. Die Fremden blieben so unbelästigt wie sie es vorher waren, soweit dies wenigstens von der Regierung abhing. Denn davon abgesehen war deren Lage auch schon zur Zeit des Shogunats nicht gerade verlockend gewesen. Man kann dies aus Erinnerungen ersehen, in denen der Deutsche A. v. Siebold die Zustände in Yokohama, wie sie im Jahre 1861 herrschten, also beschrieb:

«In der Fremdenniederlassung in Yokohama war jedes Haus verpallisadiert und in eine Festung verwandelt. Nach Einbruch der Dunkelheit war kaum

jemand mehr auf der Straße zu sehen; die wenigen eilten, bis an die Zähne bewaffnet, nach dem schützenden Heim. Damals war es ein Wagnis, als Kaufmann nach Japan zu gehen, ein Wagnis aber auch für einen Japaner, mit den Fremden in Geschäftsverbindung zu treten. Er riskierte dabei nicht nur angesichts der Unsicherheit aller Verhältnisse seine wirtschaftliche Existenz, sondern auch sein Leben. Auf beiden Seiten waren es daher nicht gerade die zartest besaiteten Gemüter, die am Handel partizipierten. Im einzigen «Hotel», das damals in Yokohama bestand, vergnügten sich die Gäste nächtlicherweise damit, daß sie mit ihren Revolvern Schießübungen nach der beleuchteten Hoteluhr machten.»

Indessen ist leicht zu erraten, was das neue Regime veranlaßte, seinem eigenen Schlachtruf untreu zu werden. In Japan herrschte damals noch die Naturalwirtschaft. Es war ein fast ausschließlich Ackerbau treibendes Land, und von der neuen Technik, die ihm die Fremden vom dampfbetriebenen Schiff mit Eisenrumpf bis zu den damals modernen Feuerwaffen nicht ohne eine gewisse Absicht vorführten, noch vollkommen unberührt. Schon ein Blick auf deren Schöpfungen genügte, um Japan klar zu machen, daß die Zeit, da es sich, geschützt durch seine Buchten und Berge, von der übrigen Welt abschließen und nach eigenem Guttücken leben konnte, endgültig versunken war. Gegen die Dampfschiffe boten die Buchten keinen Schutz mehr wie früher gegen die Segelschiffe, und gegen die Feuerwaffen war mit Lanzen und Schwert, die damals die ausschließliche Kriegsrüstung Japans bildeten, nicht aufzukommen. Wollte man der Gefahr, die die Fremden über das Land brachten, Herr werden, so mußte man sich zuerst mit gleichen Waffen ausrüsten und mußte man ihnen ihre Technik abgucken und diese nachmachen. Nur dann bot sich Japan die Aussicht, eines Tages mit den Fremden fertig zu werden und dem Lande das Schicksal der Kolonialisierung zu ersparen. War dem aber so, dann durfte man sich jetzt nicht gegenüber der Außenwelt absperren, sondern mußte sich nach Möglichkeit mit dieser vertraut machen. Erste Voraussetzung hierzu war die Aufrechterhaltung und Vertiefung der in Fluß gekommenen Handelsbeziehungen, ungeachtet des üblichen Beigeschmacks, der diesen Verträgen durch gewisse Bedingungen wie eigene Gerichtsbarkeit der Fremden, Höchstzollsätze von 5 Prozent und dergleichen für das japanische Nationalgefühl anhaftete.

Und ungeachtet auch aller sonstigen schmerzhaften Folgen, die sich daraus für das Land unvermeidlich ergaben. Diese waren von einer unvorstellbaren Heftigkeit und Nachhaltigkeit. Wohl nie hat ein Staat aus eigenem Entschluß eine auch nur ähnlich furchtbare Operation an sich vorgenommen wie Japan in jenen Jahren. Der tiefste und folgenreichste Eingriff war die im Jahre 1873 durchgeführte Steuerreform. Bis dahin erfolgten die Abgaben an den Staat so gut wie ausschließlich in Naturalien. Auch die verschiedenen Landesfürsten waren nach der Abschaffung des Shogunats in solcher Weise abgefunden worden, indem sie vom Bauer einen Zehnt erheben durften. Die Reform verwandelte die Naturalsteuer in eine Geldsteuer, was für den Staat den Vorteil hatte, daß seine Einnahmen auf eine festere Grundlage gestellt wurden, indem sie diese von den Preisschwankungen, insbesondere des Reises, der

ja das landwirtschaftliche Hauptprodukt darstellte, unabhängiger machte. Zugleich wurde bei dieser Gelegenheit auch der Zehnt der früheren Landesfürsten aufgehoben und durch die Uebergabe staatlicher Rententitel ersetzt, die diese dann in Kapital verwandeln konnten, woraus später die großen Vermögen entstanden, die man noch heute in den japanischen Großkonzernen wie *Mitsubishi* und *Mitsui* in wenigen Händen zusammengeballt vorfindet. So wurden aus den ehemaligen Heerführern die modernen Industrieführer, ohne daß sich deren Geist und Gesinnung dadurch wesentlich veränderten.

Im großen und ganzen ging die Umwandlung der Naturalsteuer in eine Geldsteuer störungsloser vonstatten, als man anfänglich befürchten mochte. Das große Heer der Steuerträger, die Bauern, hatte sogar noch einen Vorteil. Die Last der Abgaben war weniger drückend als zuvor, weshalb sich diese damit auch verhältnismäßig leicht abfinden konnten. In dieser Richtung wirkte einmal die niedrige Ansetzung der Geldsteuern und dann vor allem auch die fast gleichzeitig einsetzende Geldentwertung. Dieses Bild änderte sich jedoch sofort, nachdem es der Regierung gelang, den Rutsch der Währung aufzuhalten und eine Wiederaufwertung durchzuführen, die den Yen sehr rasch um die Hälfte in die Höhe schnellen ließ. Die Wirkungen waren für den japanischen Bauern geradezu katastrophal. Die Abgaben wurden immer mehr zu einer drückenden Bürde und schließlich blieb den Bauern nichts anderes übrig, als sich in Schulden zu stürzen, mit der Folge, daß sie aus unabhängigen Landbesitzern, die sie einst waren, abhängige Pächter wurden. Der deutsche Sozialist Gustav Eckstein, der im Anfang dieses Jahrhunderts eine Studienreise nach Japan gemacht hatte, gab in der «Neuen Zeit» damals über diese Entwicklung folgende Darstellung:

«Die wichtigste soziale Erscheinung im Gefolge der neuen Grundsteuer ist wohl die außerordentliche Zunahme des Pachtwesens. Für das Jahr 1886 gibt eine freilich nicht ganz einwandfreie Statistik das Verhältnis der von Pächtern geleiteten Betriebe zur Gesamtzahl mit 43 Prozent an. Noch deutlicher beleuchtet eine zuverlässige Statistik die Verhältnisse: 1887 wurden 39,3 Prozent des gesamten Grundbesitzes von Pächtern bewirtschaftet, und zwar von dem wirtschaftlich und sozial wichtigeren Reisland 43,6 Prozent, vom übrigen 33,4 Prozent, das ist gegen die Jahre 1883 und 1884, aus welchen Teilstatistiken vorliegen, ein bedeutender Fortschritt in der Entwicklung zur Pachtwirtschaft.»

Die Wirkung war um so katastrophaler, als die japanische Bauernwirtschaft von jeher auf Zwergwirtschaft beruhte, die ohnehin kaum eine Existenz barer Lebensfristung sicherte. Dieser Prozeß der Enteignung scheint auch in der späteren Zeit noch zugenommen zu haben. Wenigstens ergeben neuere Statistiken die den Gutsbesitzern gehörende bebaute Bodenfläche mit 46 Prozent an, von denen der größte Teil an Kleinbauern verpachtet ist. 69 Prozent der Landwirte sind Pächter oder Halbpächter und 78,9 Prozent aller Bauernhöfe bestellen weniger als einen Hektar eigenes oder gepachtetes Land. Die Wirtschaften, die ein bis zwei Hektaren bebauen, machen 21,7 Prozent aller Bauernhöfe aus,

diejenigen, welche über zwei Hektaren bestellen, 9,4 Prozent. (Siehe: «Japan rüstet zum großen Krieg» von Tanin und Yohan.) Was dies sozial und wirtschaftlich für ein Land wie Japan bedeutet, ermißt man, wenn man weiß, daß noch heute die Hälfte der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig ist.

So grausam das den Bauern bereitete Schicksal indessen auch war: den Herrschenden kam es nicht ungelegen. Da sie sich eben anschickten, das industrielle System Europas zu übernehmen, um ebenfalls Dampfschiffe und Feuerwaffen herstellen zu können, brauchten sie massenhaft billige Arbeitskräfte und diese lieferte ihnen nun das Land in einem unabsehbaren und endlosen Strom. Gustav Eckstein hat auch hierüber ein recht einprägsames Bild festgehalten:

«Bei den 1884/85 vorgenommenen Erdarbeiten lieferten sich ganze Dorfschaften vollständige Schlachten um eine Arbeitsgelegenheit, welche dem Manne 12, der Frau 9 Yen (36 resp. 27 Pfennig) täglich abwarf. Der Monatslohn männlicher Dienstboten sank von 1882 bis 1885 im Landesdurchschnitt von 2,09 auf 0,96 Yen, bei weiblichen von 1,34 auf 0,51 Yen. (Ein Yen entsprach damals 3 Mark oder 3,75 Schweizer Franken.) Die Zahl der Selbstmorde stieg 1882 bis 1885 von 4630 auf 7282, die der Kinderaussetzungen in derselben Zeit von 469 auf 1176, die der Diebstähle von 25 819 auf 61 940!... Kellner hat für diese Zeit berechnet, daß die durchschnittliche Nahrung der Landbevölkerung kaum mehr als die Hälfte dessen ausmachte, was nach den Gesetzen der Hygiene notwendig war. Die natürliche Folge dieser Not auf dem Lande war ein starker Zug nach der Stadt. Von 1877 bis 1884 stieg die Bevölkerung von Tokio von etwa 600 000 auf 900 000, in Osaka von 284 000 auf 353 000, in Yokohama von 64 000 auf 70 000, und diese rasche Steigerung hielt auch in der Folgezeit an.»

Das ist der soziale Hintergrund, auf dem sich Japans erste Industrie erhab. Diese schoß mit einer Schnelligkeit in die Höhe, die auch das berühmte amerikanische Tempo noch weit hinter sich ließ. Neben den zu Kapitalisten avancierten einstigen Fürsten war es vor allem der Staat, der hier eine außerordentliche Rührigkeit entfaltete und die eigentliche Führung hatte. Allenthalben entstanden unter seiner Hand — die Reihenfolge ist recht aufschlußreich — Arsenale, Pulverfabriken, Werften, Eisenbahnwerkstätten, Werkstätten für die Bekleidung der Armee usw., ferner Gerbereien, Spinnereien, Papier-, Glas- und Zementfabriken, eine Münze, eine Staatsdruckerei und dergleichen mehr. Das erklärte Ziel war, Japan möglichst vom Auslande unabhängig zu machen und es so schnell als möglich in die Lage zu versetzen, sich mit einer den fremden Mächten ebenbürtigen Kriegsrüstung zu versehen. Dieser Vorsatz war freilich leichter gefaßt als erfüllt. Zunächst zwang seine Ausführung auf eine starke Vermehrung der Importe. Das Land brauchte Maschinen und Werkzeuge, um die ersten Fabriken in Gang bringen zu können. Um diese zu bezahlen, mußte es wieder seine Ausfuhren steigern, wofür ihm vor allem die Seidenproduktion sehr zustatten kam, die bis auf den Tag Japans Hauptausfuhrartikel geblieben ist. Allein in den vier Jahren von 1884 bis 1888 stieg der Export an Rohseide auf das Zweieinhalfache, derjenige an Seidengewebe auf das Zehnfache!

Sich nach seinen eigenen Mitteln für den Aufbau einer modernen Industrie umschauend, mußte Japan eine quälende Entdeckung machen: das Land war arm an den für eine moderne Industrie so wichtigen Eisen-erzen. Dadurch war es in den Versuchen, eine eigene Eisen- und Stahl-industrie auf die Beine zu stellen, im vorhinein gehandicapt. Gleichwohl gab es seine Bemühungen um die Errichtung einer solchen nicht auf. Noch heute liegt hier, allen Anstrengungen zum Trotz, einer der schwächsten Punkte der japanischen Kriegswirtschaft. Es gibt wohl kein zweites Land, in dem Eisen und Stahl auch nur entfernt so teuer zu stehen kommen wie in Japan. Die Produktion ist, gemessen an derjenigen Deutschlands, Rußlands oder gar der Vereinigten Staaten, minimal und macht gerade nur Bruchteile der in diesen Ländern erzeugten Eisen- und Stahlmengen aus.

Die große wirtschaftliche Umstellung Japans war im wesentlichen ein Ergebnis der achtziger und neunziger Jahre. Sie sollte bald ihre außenpolitischen Auswirkungen zeitigen. Bereits im Jahre 1895 steht Japan im Krieg mit China und erzwingt von diesem, abgesehen von der Abtretung der Insel Formosa und anderer Gebiete und dessen Verzicht auf Korea, wo Japan sich schon im Jahre 1876 Zugang verschafft hatte, die Zahlung von 750 Millionen Franken, mit deren Hilfe es dem Industrialisierungsprozeß einen nochmaligen gewaltigen Auftrieb zu geben in der Lage ist. Im Jahre 1900 interveniert Japan mit den selben Fremden, denen es sein Wehe! zugerufen hatte, in dem bereits von ihm überfallenen China zur Niederwerfung des Boxeraufstandes, und wieder fünf Jahre später wagt es bereits, seine militärischen Kräfte auch mit dem zaristischen Rußland zu messen, wobei es ebenso erfolgreich ist wie vorher gegen China. Eine seltene Gunst verschafft ihm dann der Weltkrieg. Die Engagierung aller Großmächte ausnützend, reißt es zunächst die deutschen Besitzungen an sich, verstärkt seine Positionen in China und betätigt sich im übrigen als Kriegslieferant für die Alliierten, wobei es die Gelegenheit wahrnimmt, sich durch entsprechende Gewinne die Voraussetzungen für eine abermalige Erweiterung seiner Industrie zu schaffen.

Damals war es auch, wo Japan den Augenblick für gekommen erachtete, seine Karten ziemlich unverblümt aufzudecken. Es geschah dies in der Form von 21 Bedingungen, durch die sich China unter anderem verpflichten sollte,

in der Provinz Schantung kein Land an eine dritte Macht abzutreten; die Japaner zu ermächtigen, in der Südmandschurei und in der östlichen Mongolei Boden zu kaufen, sich niederzulassen, Bergwerke zu errichten und Gewerbe jeglicher Art zu betreiben; vor jeder Gebietserwerbung durch Angehörige anderer Mächte die Einwilligung Japans einzuholen; keiner fremden Macht einen seiner Häfen abzutreten; japanische Kontrollbeamte für das Finanz-, Polizei- und Militärwesen anzustellen, die Polizei der wichtigsten Stände in die Hände von Japanern zu legen, Kriegsmaterial von Japan zu kaufen und Industrieleihen nur bei Japan aufzunehmen.

Bekanntlich war es vor allem Wilson, der damals einen Strich durch die japanische Rechnung machte. Aber der zeitweilige Verzicht auf die

Ausführung seiner Pläne gegenüber China bedeutete nicht zugleich, daß Japan diese nun für alle Zeiten eingerollt habe. Es stellte deren Verwirksamung nur für einen günstigeren Augenblick zurück. Das Ende des Weltkrieges hatte nämlich eine internationale Konstellation gebracht, die Japan ein vorsichtiges Vorgehen geraten erscheinen lassen mußte. Amerika war im Besitz einer unverbrauchten gewaltigen Rüstung zu Wasser und zu Lande und eine offene Auseinandersetzung mit ihm mußte vermieden werden. Anderseits war in Rußland das zaristische Regime zusammengebrochen und durch das bolschewistische ersetzt worden, was die Aussicht eröffnete, daß man die kapitalistischen Mächte Europas und Amerikas wenn nicht zu einer aktiven Unterstützung so doch zu einer wohlwollenden Duldung einer weiteren japanischen Ausbreitung auf dem asiatischen Kontinent auf Kosten Rußlands bestimmen könne. Aber ein neuer Krieg mit Rußland war auf jeden Fall ein gewagtes Experiment. Kaum an die Macht gelangt ging der Bolschewismus sofort daran, dem Lande eine starke militärische Rüstung zu geben. Außerdem war die bisherige Ausgangsbasis für einen solchen Krieg zu eng und bedurfte erst noch des Ausbaus. Diesem Zweck diente der im Jahre 1931 erfolgte Einfall in die Mandschurei, der mit deren faktischer Annexion seinen Abschluß fand. Ueberraschenderweise wandte sich Japan aber dann nicht gegen Rußland, sondern setzte seinen Marsch im Jahre 1937 nach Süden fort und überzog abermals China mit Krieg. Wer allerdings noch die 21 Punkte im Gedächtnis trug, konnte von dieser Wendung kaum überrascht sein. Und wer gar noch sonstige maßgebende Aeußerungen aus japanischem Munde zu Rate zog, noch weniger. Schon der eigentliche Vater des japanischen panasiatischen Programms, *Tanaka*, hatte die Linie der Außenpolitik seines Landes in einem Memorandum wie folgt festgelegt:

«Die Mandschurei und die Mongolei — schrieb er — sind in gewissem Sinne Kommandopunkte, auf die gestützt wir uns der Reichtümer ganz Chinas bemächtigen werden. Darauf werden wir Indien, die Südsee, Klein- und Mittelasien und schließlich Europa unterwerfen.»

(Schluß folgt)